

ANNA ROSE

HASSLIEBE

Warum Deutsche und Russen
nicht miteinander können

Das Neue Berlin

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind
urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige
schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise
kopiert, verändert, vervielfältigt oder
veröffentlicht werden.**

Das Neue Berlin –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN Print 978-3-360-02803-7
ISBN E-Book 978-3-360-50186-8

1. Auflage 2021
© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

www.eulenspiegel.com

Inhalt

Vorwort

7

**I. Auf einmal war die Geschichte,
die wir bis dahin gelernt hatten, falsch**

13

II. Von Gorbatschow zu Jelzin

26

III. Von Katzen und fremden Menschen

40

IV. »Klar, die Russen werden mit der Pelzmütze geboren«

49

V. Von Moslems, Schwulen und Skifahren im Grunewald

57

**VI. Aha, die deutschen Gutmenschen haben Werte –
die Russen hingegen nicht**

72

VII. Russland als kleines Kind, das geliebt werden möchte

82

VIII. Vom Fluchen, Schimpfen und Lügen

92

IX. Vielleicht ist Russland auch kein braver Schüler?

109

X. Geopolitik im Sandkasten

133

| | |
|--|-----|
| XI. Ausgrenzungsideologien | 153 |
| XII. Schuld und Sühne | 169 |
| XIII. Unerkannte Fehler und Apathie | 187 |
| XIV. Jetzt muss das Rad neu erfunden werden | 222 |
| XV. Noch einmal zur Frage der Gleichheit | 238 |
| XVI. Russlands Kapitalismus hat sozialistische Muttermale | 259 |
| XVII. Über die Verantwortung der Journalisten | 290 |
| XVIII. Beutekunst und Gesichtswahrung | 304 |
| XIX. Das Mädchen Lisa und die AfD | 318 |
| XX. Blumen für die Kanzlerin | 324 |
| XXI. Deutschland und Russland haben viel zu bieten | 337 |
| Nachwort | 346 |

Vorwort

Ich habe zehn Jahr für die russische Regierungszeitung *Rossijskaja gaseta* als Deutschlandkorrespondentin gearbeitet. Ich habe gehofft, dass ich mit meinem Wissen und mit meiner Berichterstattung den Menschen in Russland die Wahrheit über die Ereignisse in Deutschland und über die Deutschen näher bringen kann. Ich habe mich leider geirrt. Spätestens seit der »Flüchtlingskrise« und dem Erstarken der Alternative für Deutschland war mein Gewissen mit der Arbeit in dieser Zeitung nicht zu vereinbaren. Ich sollte abfällig über die Geflüchteten und über die AfD in hohen Lobesworten schreiben. Hier war für mich Schluss.

Die Idee für dieses Buch entwickelte sich bei meinen Auftritten in deutschen Medien. 2014 gab es bekanntlich die »Ukraine-Krise«. Russland hatte die Krim besetzt, und wenig später begann der Bürgerkrieg in der Ostukraine. Präsident Putin nutzte die Vorlage, um einen Krisenherd an der Grenze zu Russland zu entfachen. Ich erinnere mich, dass ich in allen Sendungen als »putinistische« Journalistin eingeladen wurde. Man hielt mich für den verlängerten Arm des Kreml. Ich sollte als Gegenspieler der guten demokratischen Teilnehmer dienen. Die Rollen waren klar verteilt. Die *taz* – übrigens die Zeitung, deren Genosse mein Ehemann ist – machte darauf aufmerksam, dass ich dunkle und graue Farben bei der Kleidung bevorzuge. Offenkundig eine Metapher für meine Regime-Zugehörigkeit.

Bei meinen Auftritten habe ich jedoch nie »das Regime« verteidigt. Ich habe lediglich versucht, den Deutschen den Spiegel vorzuhalten, zu zeigen, was sie selbst vielleicht im Eifer des Gefechts vergessen hatten, wo sie sich mit Anschuldigungen überschlugen und wo es sich vielleicht lohnte, zu analysieren statt sofort zu verurteilen.

Vergeblich. Man hat mich davor und danach – unabhängig von meinen Worten – als »Kreml-Journalistin« etikettiert. Man hat mich als ein Puzzle in die deutschen Medien eingefügt und fühlte sich frei, zu urteilen, ohne zuhören zu müssen. Das erfüllte mich zuerst mit großem Erstaunen und danach mit einer Traurigkeit, die ich lange nicht ablegen konnte. Denn ich glaubte und glaube immer noch an die freie Meinungsäußerung und die freie Presse, an die demokratischen Institutionen. Diese Geschehnisse haben mir vor Augen geführt, wie zerbrechlich und biegsam die demokratischen Institutionen sind. Wie achtsam man sein muss, wie aufgeschlossen und selbstkritisch, nicht nur um eine Stimme aus vielen Stimmen nicht fehlzuinterpretieren, sondern um die Ereignisse und Meinungen in die richtigen Kontexte einzuordnen.

Ich sah die vorgegebene Linie der Redaktionen in Russland: nicht analysieren, nicht zuhören, zuweilen provozieren, dann Schlussfolgerungen ziehen. Viele meiner deutschen Bekannten attestierten den deutschen Medien die gleiche Taktik. Es gab keine Zeit, um die Besonderheiten der russischen Medienlandschaft zu erklären. Viele russische Journalisten arbeiten bei den staatlichen oder staatsnahen Medien. Immer noch sind es viel zu viele. Eine unabhängige Zeitung, ein paar Sender, die nicht im Fernsehen zu finden sind, ein paar Webseiten und ein Radiosender können nicht alle Willigen aufnehmen, ganz davon zu schweigen, dass man dort ein ordentliches Gehalt bekommen könnte, das es erlaubte, sich und seine Familie zu ernähren.

Ich habe dann angefangen, bei Anfragen von Talkshows und politischen Diskussionsveranstaltungen zu erklären, dass ich nicht die Kreml-Linie vertrete, dass ich keine »Putinistin« bin, auch wenn ich etliches an der Russland-Kritik in Deutschland für falsch halte. Die Reaktionen waren verblüffend: Nachdem sich anfangs die großen Polit-Talkshows von *Anne Will* bis *Maybrit Illner* geradezu um mich gerissen hatten, ebten daraufhin die Anfragen ab. An Zwischentönen war man offenkundig nicht interessiert.

Jetzt berichte ich für den Radiosender *Echo Moskwy*. Er ist zwar in den Konzern »Gazprom-Medien« integriert und weit davon entfernt, nach hiesigen Kriterien als ein demokratisches Medium zu gelten, aber der Sender berichtet ohne Zensur wahrhaftig über alle Ereignisse im In- und Ausland und gibt auch kremlkritischen Journalisten und Intellektuellen das Wort. Ich bin so geblieben, wie ich war: kritisch und unabhängig. Ich hoffe, dass ich als Journalistin, die nicht mehr bei einer Regierungszeitung arbeitet, eventuell mehr Gehör in Deutschland und bei den Deutschen finden werde.

Lange Jahre war es still um Russland geworden. Nach den wilden neunziger Jahren und den Kriegen in Tschetschenien 1994/96 und 1999/09 herrschte erst einmal Ruhe. Keine reißerischen Nachrichten, keine besondere und dauerhafte Aufregung.

Der Konflikt in der Ukraine zwang die Deutschen, sich wieder ernsthaft mit Russland zu beschäftigen. Kein schöner – und kein dankbarer – Anlass, sich dem Kennenlernen eines anderen Landes zu widmen. Dabei gab es so viele Anlässe in all den Jahren nach Perestroika und Glasnost, die von Michail Gorbatschow initiiert worden waren. Allem Anschein nach haben die Deutschen auch diesen Politiker verkannt. Zumindest hat dies die Krise in der Ukraine gezeigt. Genauso wie die deutschen politischen Größen Helmut Schmidt und Helmut Kohl ist er unwichtig geworden. Gorbatschows Worte verhallen im allgemeinen Chor der neu erfundenen Russland-Definitionen.

Aus irgendwelchen Gründen ist es in Deutschland salonfähig geworden, dem Verständnis für die russische Nation, deren historischer Weg nicht einfach war und die sich heute noch nicht auf dem Niveau der fünf Prozent der Staaten befindet, die mit der hohen industriellen und politischen Entwicklung gesegnet sind, mit Häme, Hochmut und Ablehnung zu begegnen. Statt, wie es sich für eine hoch entwickelte Demokratie und einen Wohlstandsstaat gebührt, auf ver-

schiedene Argumente zu hören, taten die meisten Medien in Deutschland in den vergangenen Jahren das Gegenteil: Sie brandmarkten deutsche Politiker, Journalisten und Bürger, die kritische Meinungen äußern, wahllos mit dem Unwort »Putinversteh« und denunzierten russische oder russlandfreundliche Stimmen als Propaganda.

Es ist unstrittig, dass unsere Länder viele Gemeinsamkeiten haben. Und es ist auch klar, dass wir aufeinander angewiesen sind. Es scheint jedoch, dass die Deutschen in der Überheblichkeit ihres neuen Wirtschaftswunders dies gern vergessen.

In den zwanzig Jahren meines Lebens in Deutschland merkte ich, wie in der deutschen Medienlandschaft langsam die Mainstreamberichterstattung überhand nahm. Vielleicht ist es auch eine Art Selbstzufriedenheit mit dem, was man als demokratische Medien erreicht hat. Erklärungen gibt es viele, das Ergebnis kann jedoch die Demokratie gefährden. Es tut mir leid um diese neue Ära des Nicht-Verstehens. Mein Land tut mir leid, das den Anschluss an Deutschland verliert. Diese unsinnige Ablehnung, Entfremdung und Abneigung tun mir weh. Es ist im besten Fall eine Sackgasse, aus der man rückwärts herauskommen kann, im schlimmsten Fall – eine neue Eiszeit und der Beginn der Abwendung unserer Länder voneinander.

Mir fällt auch auf, dass die deutschen Medien sehr schnell mit der Verurteilung Russlands zur Hand sind. Allerdings gibt es inzwischen mehr Gründe, dies zu tun. Leider hat sich Russland in den letzten Jahren zu einem autokratischen Staat entwickelt. Von Demokratie fehlt dort jede Spur. Es gibt selbst bei den sogenannten Oppositionellen wenig Verständnis für Demokratie und für soziale Marktwirtschaft. Sie rufen nur: Putin muss weg! Was danach kommt, scheint allen egal zu sein. Egal sind den russischen »Oppositionellen« mehrheitlich auch die Menschen. Ich würde es gutheißen, wenn sie ihr Ego und ihr eitles Streben nach Ruhm und Bedeutsamkeit zumindest mit dem Kampf für bessere Lebensverhältnisse verbinden würden. Das aber ist leider nicht der Fall.

Weil es aber in Russland keine nennenswerten demokratischen Kräfte gibt, scharen sich die meisten Gegner Putins um die Populisten vom linken und vor allem vom rechten Rand. Der Kreml nutzt dies. Er weiß, dass diese Kräfte ihm nicht gefährlich werden können.

Nun muss ich leider gestehen, dass die Hackerangriffe der letzten Zeit in vielen Fällen nachweislich von Russland ausgingen. Der Kreml hat eine Troll-Fabrik geschaffen, die soziale Netzwerke unterwandert und westliche Wahlen beeinflusst. Es gibt glaubwürdige Zeugenaussagen dazu. Beim russischen Geheimdienst FSB existiert eine spezielle Hackereinheit. Die Giftanschläge und die Beseitigung von Andersdenkenden und Überläufern scheinen plausibel belegte Tatsachen. Die Fälle Litwinenko, Nemzow, Skripal, Nawalny sprechen für sich. Und gibt es noch viele weniger bekannte oder vergessene Fälle. Zum Beispiel Sergej Magnizkij oder Wladimir Kara-Mursa.

Manche Deutsche waren der Meinung, dass man Russland in die EU hätte aufnehmen oder den NATO-Beitritt vorschlagen können. Ein NATO-Beitritt Russlands oder zumindest eine Assoziierung wäre vielleicht noch Ende der neunziger Jahre denkbar gewesen. Jetzt ist es dafür viel zu spät. Russland ist keine Demokratie mehr und tritt offen als Rivale des Westens auf. Dass an der Grenze zu Russland jetzt ein paar tausend Soldaten der NATO stehen, ist nichts im Vergleich zur russischen Armee, die an den russischen Westgrenzen steht. Dieser NATO-Vorposten ist rein symbolisch. Gleichwohl wird er von der Kreml-Propaganda ausgeschlachtet, um eine Bedrohung durch den Westen zu suggerieren. Dass aber Russland in der Sicht des Westens ein viel größeres Bedrohungspotential darstellt, wird in der russischen Öffentlichkeit nicht gesehen. Auch dass die Präsidenten der NATO-Staaten – anders als der russische Präsident – nicht regelmäßig mit neuen konventionellen und atomaren Waffensystemen prahlen, wird dort nicht wahrgenommen.

Der Westen wirkt ratlos und überfordert. Er weiß schlichtweg nicht, wie er mit Russland umgehen soll. Der Kreml er-

scheint ihm als unberechenbar und perfide. Die Unterstützung des Diktators Assad sowie die Sympathie für rechte Kräfte in europäischen Parlamenten und die Zerstörung der Umwelt im eigenen Land sind weitere traurige Tatsachen, die man nicht versteht.

Ein Ausweg kann nur durch Zuhören und Verstehen, Diskutieren und Aufklären, Zusammenwirken und Unterstützen gefunden werden. Schließlich kann man ein Volk nicht von außen zur Demokratie prügeln. Wie Jürgen Habermas 2005 in seinem Buch *Zwischen Naturalismus und Religion* zutreffend bemerkte: »Nur in dem Maße, wie eine Gesellschaft mit politischen Mitteln auf sich selbst einzuwirken in der Lage ist, kann die politische Autonomie der Bürger einen Inhalt gewinnen.«

I.

Auf einmal war die Geschichte, die wir bis dahin gelernt hatten, falsch

Eigentlich bin ich zufällig nach Deutschland gekommen. Eigentlich. Mittlerweile denke ich, dass es eine gewisse Folgerichtigkeit hatte. Zumindest entsprach der äußere Rahmen des Lebens in Deutschland meiner inneren Einstellung. Diese Pingeligkeit, Genauigkeit, Verbissenheit, Verliebtheit in Details, der Sauberkeitswahn und die Hartnäckigkeit. In Russland hatte ich damit viele Probleme – sowohl zu Hause als auch bei meinen Freunden. In Deutschland schätzte man diese Eigenschaften und begrüßte meinen Anpassungswillen und mein Anpassungsvermögen. Sehr wohl fühlte ich mich, wenn ich Gleichgesinnte fand. Zum Beispiel beim Stromsparen, beim Mülltrennen, beim ordentlichen Zusammenlegen oder Zusammenstellen von Sachen. Im Sommer 1995 bin ich nach Deutschland gekommen – und fand mein neues Zuhause.

Die ostdeutschen Damen von der Humboldt-Universität, die nach Moskau gereist waren, um Studenten für den Austausch im Rahmen eines Programms des DAAD für Berlin auszuwählen, hatten mit mir Mitleid. Ich konnte kaum zwei Wörter richtig auf Deutsch sagen, meine Aussprache war schrecklich. Ich hatte aber ein interessantes Essay geschrieben sowie begeistert die Namen Wenders, Hölderlin, Schopenhauer, Kant und Beethoven genannt – diese ohne Fehler. Das war wohl ausreichend, um meine Mängel in der schriftlichen

Arbeit auszugleichen und mich unter den zehn Auserwählten mit einem Stipendium des DAAD zum Germanistikstudium für ein Semester nach Deutschland einzuladen.

Und hier fing das Eigentliche an. Die Damen dachten, dass sie alle russischen Studenten beglückten, wenn sie aus dem armen grauen Moskau nach Ostberlin kommen könnten. Das Glück kam für mich selbst ziemlich überraschend, weshalb ich zögerte. Erst kurz zuvor war ich aus einer Provinzstadt nach Moskau gekommen, und das Leben dort gefiel mir. Die Menschen waren unerwartet nett, die Atmosphäre aufregend, das Studium schwierig, aber unglaublich interessant. Außerdem hatte ich mich just in dieser Zeit unsterblich in einen Kommilitonen verliebt. Jeder Augenblick ohne ihn riss mir eine große Wunde ins Herz. Die Liebe wurde zwar nicht erwidert, aber ich entschied mich trotzdem, in Moskau zu bleiben und nicht nach Berlin zum Austauschsemester zu gehen. Die Dozentin für Deutsch an der Moskauer Staatlichen Universität riet mir zu fahren, Bekannte rieten zu fahren, Freunde hielten mich für verrückt – ich aber wollte nicht aus Moskau weg! »Wenn du erst da bist, verstehst du, was ich meine. Es gibt dort so viel zu essen und zu kaufen«, sagte eine Bekannte aus meiner Gruppe am Institut für klassische Philologie von der Moskauer Staatsuniversität (MGU), die aus Berlin gerade zurückgekehrt war. »Lernen Sie die Sprache, das ist Ihr Kapital in der Zukunft«, versuchte mich die Dozentin zu überreden. »Alle wollen nach Europa, und du bist verrückt, wenn du die Gelegenheit nicht ergreifst«, regte sich meine beste Freundin auf.

Alles umsonst. Ich wollte nicht nach Deutschland. Zur Auswahlprüfung ging ich, um die Deutsch-Dozentin zu beruhigen und mir eine gute Note im bevorstehenden Examen zu sichern. In den Augen der deutschen DAAD-Gesandten sah ich Bedauern: »Armes Kind, es verzichtet auf sein eigenes Glück. Es darf doch nach DEUTSCHLAND.«

Dies war sehr komisch. Warum sollte Deutschland als Wohnort besser sein für mich als Russland? Wieso ging man als selbstverständlich davon aus?

Diese überhebliche Einstellung störte mich ziemlich in meinen ersten Jahren in Deutschland. In fast allen Gesprächen deuteten die Deutschen, sowohl »Wessis« als auch die meisten »Ossis«, an, dass man sich doch bevorzugt und außerordentlich glücklich fühlen solle, dieses Land betreten und hier sogar leben zu dürfen.

Ich bin trotz aller Umstände dann doch gefahren. Den Ausschlag gab mein Großvater. Er sagte mir: »Mach das doch. Es ist eine einmalige Chance.« Ich war erstaunt, dass gerade er, ein alter Kommunist, mir dazu riet, in den kapitalistischen Westen zu fahren, der nur darauf erpicht gewesen sei, die Sowjetunion zu unterminieren, zu zerschlagen, auszubeuten. Es war ungewöhnlich genug, um andere Argumente fallen zu lassen.

Sobald man erfuhr, dass wir aus Moskau kamen, fragte man besorgt, ob es dort wirklich so schlimm sei – mit der subtil mitschwingenden Überzeugung, dass es dort quasi unmöglich wäre zu leben, sogar zu überleben. Ich kam mir die ersten Jahre in Deutschland wie ein Affe im Zirkus vor, dem ein eigenständiges Urteilsvermögen abgesprochen wurde und den alle als lustiges Tierchen betrachteten.

Meine Manieren störten, meine Herkunft reizte. Der Vater eines deutschen Freundes starrte mich verständnislos an, als ich zum Spaghetti-Essen nur die Gabel nahm – wie meine italienischen Freunde bei mir in Moskau es übrigens auch getan hatten. In Deutschland isst man hingegen heute noch Spaghetti auch mit einem Löffel! Als ich mit russischen Kommilitonen in Stralsund am Wasser saß, kam eine ältere Frau und gab uns gekochte Eier und Tomaten mit den Worten: »Mensch, Kinder, ihr seid doch bettelarm, esst doch! Ich weiß, wie es euch in Russland geht, da seid ihr aber jetzt bei uns. Hier gibt es Essen. Alles wird gut!«

War das Hohn? Oder Dummheit? Oder hatte die Frau doch nur deutsche Medien verfolgt und die Nachrichten über Russland hatten sie so verschreckt, dass sie uns helfen wollte? Damals las ich noch keine deutschen Zeitungen und schaute

kein deutsches Fernsehen. Mir hatte jemand im Wohnheim einen alten Fernseher geschenkt, er funktionierte jedoch nicht ohne Antenne. Später, bei meiner Zeitschriftenlektüre, wurde mir einiges klar. Ich las den *Spiegel* und tobte. Wie konnte man so einfältig und feindlich über mein Land schreiben? Bis heute erinnere ich mich an dieses *Focus*-Titelbild: Ein Bär mit ledernem Aktenkoffer eilt durch das verschneite Moskau über den Roten Platz, im Hintergrund die Basilius-Kathedrale. So stellte man sich Russland in den neunziger Jahren vor.

Ich war erschrocken, wütend, traurig wegen des Bildes, das die deutschen Medien und die Deutschen in unseren Gesprächen von meinem Land zeichneten. Versoffener Jelzin, blutrünstige Mafia, Kriminalität, hungernde Bevölkerung, zerrissenes Imperium, Krieg im Kaukasus, kommunistische Trümmer. Am Rande kamen oft verklärte Erinnerungen an Dostojewski und Tschaikowski, »russische Kultur« und »russische Seele«, die jedem Deutschen noch ein wenig das Herz erwärmten.

Wir Studenten aus Moskau waren Versuchskaninchen und Insekten, die an die westlichen Blüten langsam gewöhnt werden sollten. Wir sollten saugen, uns betäuben, genießen und nie vergessen. Nach Hause fahren und dort versuchen, aus Russland ein westliches Land zu machen. Schnell. Effektiv. Ein Versuchsland für die Implementierung des westlichen Weltbildes. Nach Russland kamen in den neunziger Jahren sehr viele Erneuerer und moderne Kreuzritter, um das 1917 verlorene Land in ein Paradies zu verwandeln und gleichzeitig daran zu verdienen. Die Spuren der neuen Bekehrer waren überall zu sehen. Die Bibliothek der Fakultät für Journalistik der MGU, der Lomonossow-Universität, wo ich im ersten Studienjahr Stunden über meiner Jahresarbeit gebrütet hatte, wurde in den *Ron-Hubbard-Saal* umgestaltet. Es roch nach frischem Holzlack. Überall standen bunte Bücher von Hubbard und über Scientology. Die Fakultätsverwaltung freute sich über das Geld für die Renovierung und übersah das Hauptziel der guten Samariter: die Verbreitung ihrer Sektenlehre.

An der philologischen Fakultät lasen wir Shakespeare mit einem sehr netten Amerikaner. Nach ein paar Übungen bekamen wir Bücher von Mormonen, wurden zu ihren Veranstaltungen eingeladen und sogar in ein Hotel zum Frühstück mitgenommen. Noch immer habe ich eine Mormonen-Bibel in meiner Moskauer Wohnung.

Parallel zum Studium arbeitete ich bei der umweltpolitischen Zeitung *Spasenije (Rettung)*. Ihr Chefredakteur war ein bekannter früherer Abgeordneter der ersten russischen Duma. Die Zeitung war ein enthusiastisches Projekt, doch es fehlte an Geld. Das Management verkaufte Kosmetik aus China, um ein wenig für die Druckerei zu verdienen und irgendwie die Journalisten zu entlohnen, die fast umsonst schufteten. Der Arbeitslohn war symbolisch – umgerechnet etwas mehr als 30 Dollar im Monat. Unser damaliger Freund von der journalistischen Fakultät knüpfte über die Zeitung Bekanntschaft mit der Greenpeace-Vertretung in Moskau, wurde dort eingestellt und bekam 500 Dollar monatlich. Er erzählte stolz, dass er seiner Mutter zum Geburtstag einen neuen »westlichen« Kühlschrank geschenkt habe. Das 25 Jahre alte russische Gerät wurde somit ausgetauscht. Danach folgten Fernseher und Recorder, Mikrowelle und Waschmaschine. Wir beneideten unseren Freund. Er war für die westliche Struktur tätig. Wer etwas mit ihr zu tun hatte, wurde überdurchschnittlich reich. Natürlich wollten wir alle genauso viel Geld für unsere Arbeit bekommen und neue Elektronik kaufen können. Möglich war dies jedoch nur auf einem Wege: über ausländische Stiftungen und Firmen. Es war klar: Wer einen Job bei einer westlichen Stiftung oder Zeitung bekam, hatte ausgesorgt. So wechselten viele nach und nach zu Redaktionen solcher Unternehmen wie Springer oder Burda. Beneidenswert war ebenfalls die Arbeit bei den westlichen NGOs. Allerdings war der Zugang zu solchen Stellen vom Zufall oder der richtigen Bekanntschaft abhängig.

Eine Zeit lang verdienten ich und ein Freund unseren Unterhalt mit der Aufgabe von Anzeigen für erotische Telefon-

anrufe für ein spanisches Werbeunternehmen in russischen Boulevardblättern. Die Mutter einer Moskauer Freundin hatte den Unternehmer während einer Dienstreise nach Spanien kennengelernt. Sie arbeitete bei *Vneschtorg* – einer Agentur in Moskau, die in der Sowjetunion für den Außenhandel verantwortlich war.

Für einen Regisseur schrieb ich damals auch ein Drehbuch über russische Deponien. Während meiner Arbeit in der umweltpolitischen Zeitung hatte ich mich unter anderem mit der Berichterstattung über die katastrophalen Methoden der Müllentsorgung in Moskaubeschäftigt. Das Drehbuch wurde für einen Film benötigt, der im Auftrag einer westlichen Stiftung gemacht wurde. Es war nicht einfach, den richtigen Clou zu finden. Aber der Regisseur war zufrieden und gab mir 70 000 Rubel – es reichte, um sich eine Woche zu ernähren oder drei Wörterbücher für Latein und Altgriechisch in einem Antiquariat zu besorgen. Dafür gab ich das Geld sofort aus. Lebensmittel hatten wir von meinem Verdienst bei dem spanischen erotischen Anzeigenblatt gekauft.

Es lebte sich nicht leicht in Russland. Und trotzdem war es kein schlimmes Leben Anfang und Mitte der neunziger Jahre. Ein Kollege von der *Financial Times* erzählte mir neulich bei einem Interview für die russische Zeitschrift *Journalist* von vielen interessanten Jahren mit seiner Familie, die er unmittelbar nach dem Ende der Sowjetunion in Russland verbracht hatte. »Es war eine tolle Zeit! Es war sehr interessant und super aufregend«, schwärmte er.

Ich spreche vom Ende der Sowjetunion, da das Wort Zerfall, das ich bei meinen Deutschkursen an der Humboldt-Universität zu Berlin gelernt habe, die Sache nicht richtig wiedergibt. Es war eher ein schnelles Zerteilen, fast heimlich, unter komplettem Ausschluss der Öffentlichkeit – im Gegensatz zum langsamen Auseinanderfallen, welches das Wort »Zerfall« suggeriert. Man bemerkte es kaum und verstand erst eine Weile später, was für ein verhängnisvoller Bruch am Anfang des neuen Russlands stand.

Im Russischen gibt es ein Sprichwort: »Sobald das Weib vom Heuwagen fällt, wird es für die Stute leichter.« Sicher war es leichter für den ächzenden Staat, dass die Last der vierzehn Sowjetrepubliken auf einmal weg war. Die armen Satelliten am Rande des Imperiums mit Lebensmitteln, Medikamenten und allem Nötigen zu versorgen und dabei einen nationalistischen Aufstand fürchten zu müssen – das konnte sich das Russland der neunziger Jahre nicht leisten. Daher brach Gorbatschow nach Absprache mit seinen Kollegen in den höchsten Gremien der Sowjetrepubliken die »Enden des Kuchens« ab. So hieß es damals metaphorisch in den russischen Medien. Was für ein Schweif von Problemen diese Entscheidung für den postsowjetischen Raum nach sich zog, versuchte der Westen damals zu ignorieren. Man jubelte lieber. Der russische oder eher der sowjetische Bär war erst einmal erlegt.

Natürlich ging es damals nicht nur um die Sowjetunion. Es ging um mehr: um die Befreiung des sowjetischen Imperiums vom Erbe der »kommunistischen Pest«; es ging um den Vormarsch des Kapitalismus und um den Triumph eines Systems über ein anderes. Die USA und ihre NATO-Verbündeten waren froh, dass es keinen mächtigen Gegner mehr gab, den es in Schach zu halten galt. Der Kalte Krieg war vorbei. Gorbatschow war ein Held. Gorbatschow gefiel das auch. Er ließ sich im Westen feiern. Obwohl er sich bis zuletzt, wie er mir einst bei einer Pressekonferenz offenbarte, missverstanden fühlte. Er wollte einen Bund unabhängiger Republiken schaffen, nicht getrennte, einander fremde Staaten. GUS sollte der Bund heißen und in allen Bereichen eng kooperieren. Die Geschichte waltete anders. Es begann ein Auseinanderstreben. Selbst kaukasische autonome Republiken, die innerhalb der UdSSR wenig selbstständig waren wie Tschetschenien, und sogar das mitten in Russland liegende Tatarstan dachten über Unabhängigkeit nach. Es kam zum Tschetschenischen Krieg, der, wie man jetzt weiß, mit Unterstützung internationaler terroristischer Organisationen geführt wurde. Im Nachhinein ist man immer klüger.

Die Deutschen warfen mir als Vertreterin von Russland, die sie in mir offenbar sahen, in den neunziger Jahren immer brutale Kampfmethoden meiner Regierung in Tschetschenien vor, Entführungen und Morde an tschetschenischen Kämpfern, die Zerschlagung der Republik sowie den Unwillen, sie in die Unabhängigkeit zu entlassen. Ich kämpfte, wie ich nur konnte, um wenigstens ein bisschen Verständnis. Vergeblich. Dabei gab es für diese komplexen Probleme keine einfachen Lösungen – weder für Tschetschenien noch für Russland.

Russland lag damals brach. Man konnte, durfte es mit bloßen Händen nehmen. Der gütige Westen beschloss, eine Demokratisierung des Landes durchzuführen, damit es sich schnell der westlichen Gemeinschaft anschließe. Dies dachten vielleicht die einen – und das war die womöglich bessere Variante. Die anderen hingegen dachten, Russland ausbluten zu lassen und zum Rohstofflieferanten zu machen. Diesen Verdacht schöpften auch die meisten Russen Anfang der neunziger Jahre. So denkt man über jene Zeit in Russland mehrheitlich noch jetzt.

Die guten Absichten versanken in Misstrauen und Neid. »Warum kommen sie zu uns und geben uns Geld?«, fragten sich meine Freunde und Kommilitonen in Moskau und in meiner Heimatstadt. Es waren Russen verschiedenen Alters – 20-jährige Studenten und 80-jährige Rentner. Arbeiter, Ingenieure, Hausfrauen, Ärzte, Lehrer, Schauspieler.

Seit Mitte achtziger Jahre, also der Zeit der Perestroika, gab es in Russland eine durchaus rege demokratische Bewegung – in den Städten wie auch in der russischen Provinz. »Neformaly«, informelle Organisationen, nannte man sie. Erstaunlich, dass diese »Informellen« später eine Grundlage für die westliche Aufklärungsarbeit bildeten. Üppige Gehälter, Auslandsreisen und als Folge Überheblichkeit gegenüber dem eigenen Volk schafften kein Vertrauen in den breiten Bevölkerungsschichten. Das verstand ein Teil der »Informellen«. Dadurch entstanden zwei Protestschichten – eine elitäre und eine volkstümliche.